

Auszug aus der Biographie – DER ZEREMONIENMEISTER

united p. c. Verlag, A-7311 Neckenmarkt

Paperback, 388 Seiten, € 25,90, ISBN: 978371034592-0. **NEUAUFLAGE**

Diese Autobiographie erzählt vom Leben in einem Benediktinerkloster in den 1970er Jahren. Authentisch, spannend und fern von Klischees aus Filmen. Die Mauer des Schweigens wird durchbrochen und die wahren Ereignisse aus der Sichtweise des Autors erzählt.

Aus dem **4. KAPITEL**

An einem heißen Julitag **des Jahres 1974** fuhr mich mein Vater mit dem Auto, mit nur einem Koffer als Gepäck, in das Kloster der schwarzen Mönche nach Fiecht bei Schwaz. Während der Fahrt sprach ich kein einziges Wort. Meine Lippen blieben versiegelt. Die Ungewissheit ließ mich verstummen. Ich spürte eine merkwürdige Unruhe. Was wird mich erwarten? Ein mir noch unbekanntes Leben. Außer der geringen Erfahrung im Kloster im Oberland. Mit Zuversicht und innerer Freude erwartete ich das Künftige. Nachdem ich mich von Vater verabschiedet hatte, versprach ich sobald wie möglich von mir hören zu lassen. Denn Mutter machte sich wie immer Sorgen. Mit langsamen Schritten ging ich zur Pforte, dem Eingang zum Kloster, und fragte nach dem hochwürdigen Herrn Abt. Ein junger Mönch mit finsterem Blick öffnete zögerlich das Glasfenster der Pforte und gebot mir zu warten. Nach einer Weile kam ein älterer Mönch mit strengem Gesichtsausdruck zur Pforte, grüßte freundlich, nahm meinen Koffer in die Hand. Demütig bat er mich ihm zu folgen. Ich war der Meinung, er sei der Gastpater. Mit innerer Anspannung trottete ich hinter ihm einher. Stufe für Stufe nach oben in den ersten Stock, dem Hauptschulinternat. Rechts waren die Räume der Zöglinge und Präfekten. Links führte eine versperrte Tür ins Kloster. Auf der schlichten, weißen Holztür war ein längliches Messingschild angebracht, darauf in Großbuchstaben eingraviert – **CLAUSURA**. Betont langsam öffnete der Pater die Tür. Dahinter ein kurzer Gang. Die kahlen Wände, weiß gestrichen. Eine unversperrte Tür mündete wiederum in einen Gang. Auch hier kahle weiße Wände. Wir standen im Klausurgang. Auf der linken Seite führten mehrere Türen in die Gastzellen. Der schweigsame Pater öffnete eine Tür am Ende des Ganges. In ein großes, spartanisch eingerichtetes Zimmer. Wortkarg meint er „Das ist Ihre Zelle.“ So wird im Kloster das Zimmer genannt, wo ein Mönch ein Leben lang wohnt. Bevor ich mich umsah, fragte ich den Pater nach dem Abt. Er schaute mich überrascht an und meinte bescheiden „Der Abt bin ich.“ Darüber war ich erstaunt. Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Denn er trug weder ein Brustkreuz noch einen Ring. Kaum angekommen, verabschiedete er sich schon wieder mit der Bemerkung „Auf bald“. Allein zurückgelassen sah ich mich um. Was ich sah, erschreckte mich. Der sehr große Raum hatte ein Fenster mit Ausblick auf die Autobahn. In der linken Ecke ein Waschbecken, darüber ein kleiner Spiegel. In der Nähe der Tür stand ein Holzbett mit Nachtkästchen. Über dem Bett ein großes Kreuz mit Korpus. Der Boden aus groben Holzbrettern, darauf ein runder Sisalteppich. Ein zweitüriger Schrank, ein Schreibtisch und ein Stuhl ergänzten die anspruchslose Einrichtung. Es wirkte alles so kalt und unpersönlich. Enttäuscht packte ich meinen Koffer aus. Mir war schwer ums Herz.

Ich fühlte mich unwohl. Irgendwie verlassen. Warum zeigte mir keiner der Mönche das Kloster mit seinen Räumlichkeiten? Seltsam. War ich nicht willkommen? Da, ein leises Klopfen an der Tür. Ich öffnete. Draußen stand ein junger Mönch mit einfältigem Gesichtsausdruck. Mein erster Eindruck. Ich bat ihn herein. Er stellte sich als Bruder Gärtner vor. Wir wechselten belanglose Worte. Ich wusste nicht, worüber ich mit ihm sprechen sollte. Also bot ich ihm Obst an, das mir Mutter als Wegzehrung mitgegeben hatte. Er nahm

dankend an und verschwand sogleich wieder mit den Worten „Willkommen im Kloster.“ Nach etwa einer Stunde hörte ich einen lauten, schrillen Klingelton vom Gang herein. Was war das? Keine Ahnung. Kurz danach läutete es zum zweiten Mal. Dann hörte ich hastige Schritte, von mehreren Personen in Eile. Was war da nur los? Ich konnte mir diese plötzliche Betriebsamkeit nicht erklären. Schlagartig wurde es wieder still. Aus Sorge etwas falsch zu machen, wartete ich einfach in meiner Zelle. Plötzlich verspürte ich Harndrang. Doch wo war die Toilette? Leise öffnete ich die Zellentür, trat auf den Gang hinaus, bog um die Ecke und schlich den endlos langen Gang entlang. Inzwischen war es später Nachmittag. An den Wänden des Klausurganges hingen Bilder von Heiligen. Große Gemälde in schwarzen Holzrahmen. Ich ging von einer Tür zur anderen. Auf kleinen Namensschildern aus Karton las ich Pater Maurus, Pater Beda, Frater Thomas, Bruder Christoph ... Die Patres sind die Priester in der Klostersgemeinschaft. Die Fratres sind noch in theologischer Ausbildung und die Brüder üben einen handwerklichen Beruf aus. Das sollte ich später noch erfahren. Wer waren wohl die Menschen hinter den Namen? Was erwartete mich im Zusammenleben mit ihnen? Ich ging zu einer der Türen, legte mein Ohr an, horchte angestrengt nach innen. Kein Geräusch. Ich klopfte mehrmals an und wartete. Nichts geschah. Unheimlich Stille. Offenbar war niemand anwesend. Nach endloser Suche, in dem ich es wagte mehrere Türen der Reihe nach zu öffnen, fand ich das „stille Örtchen“. Ein düsterer hoher Raum mit einzelnen Holzkabinen und Pissoirs. Und hohe vergitterte Fenster. Ein Relikt aus einer vergangenen Epoche. Klein, stickig und es roch penetrant nach Urin. Schnell ging ich wieder in mein Zimmer zurück und wartete abermals. Nichts geschah. Kein Mönch sah nach mir. Niemand schien von meiner Anwesenheit zu wissen. Außer dem Abt und dem merkwürdigen Mönch. So verging eine Stunde nach der anderen. Geduldig wartete ich und lauschte den Geräuschen von der Autobahn. Zwischendurch aß ich von dem Proviant, den mir Mutter mitgegeben hatte: Belegte Wurstbrote und eine Banane.

Am frühen Abend hörte ich wieder den schrillen Klingelton in kurzen Abständen. Und wieder begann dieses Hasten und Schlurfen am Gang. Nach kurzer Zeit wurde es wieder still. Eine unheimliche Stille. Wieder wartete ich. Wieder geschah nichts. Endlich, nach mehr als vier Stunden Wartezeit, klopfte es an meiner Tür. Ein Pater mittleren Alters trat ein und fragte vorwurfsvoll, warum ich weder zum Gebet noch zum Essen gekommen sei. Er zeigte sich erstaunt als ich erwiderte, woher ich wissen sollte, wann gebetet wird und wo die Mahlzeiten eingenommen wurden. War ich doch erst vor Stunden angekommen und kannte so gut wie nichts in dem großen Klostergebäude. Nach anfänglichem Zögern schrieb er mit Bleistift auf ein Blatt Papier, zu welcher Zeit und in welchem Raum ich mich einzufinden hätte. Im Anschluss führte er mich durch das Klostergebäude und zeigte mir einzelne Räume, in denen sich das Mönchsleben abspielte. Danach führte er mich zum Essen in eine kleine Vorküche, vor dem großen Speisesaal, dem Refektorium. Dann verschwand auch er. Ich war schon wieder allein. Kurz danach kam ein anderer Mönch und begleitete mich in den großen Raum, wo die Mönche ihre Freizeit verbrachten. Im Recreationsraum. Einige Mönche saßen um Tische und spielten Karten. Andere lasen in einer Zeitung. In den Stellagen an der Wand lagen unzählige Bücher. Im Hinterraum, den ich erst Wochen später betreten durfte, tagte das Seniorat, der Ministerrat, der den Abt bei seinen Beschlüssen unterstützte. Hier hingen an den Wänden, in Goldrahmen, die Ölgemälde der verstorbenen Äbte. Im Hauptraum, dem „Wohnzimmer“ der Mönche, stand auf einem Beistelltisch ein großer Farb-Fernsehapparat. In Ausnahmefällen dürfe man Sendungen ansehen, erklärte mir ein jüngerer Mönch mit verschmitztem Lächeln. Nachrichten schauen oder religiöse Dokumentationen. Mit Erlaubnis des Abtes. Nach dieser kurzen Belehrung wurde mir ein Mönch nach dem anderen namentlich vorgestellt. Es wird wohl einige Zeit dauern, sich alle fünfundzwanzig Namen zu merken. Wobei einige Mönche fehlten, nämlich jene die als Priester in einer der Pfarren, die zum Kloster gehören, ihren Dienst versahen. Jedoch war es weitaus wichtiger zu wissen, welche

Rangstellung ein Mönch innerhalb der hierarchischen Ordnung bekleidete. Eine Erfahrung, die ich noch schmerzhaft erfahren sollte. Doch einstweilen fühlte ich mich besser als bei meiner „missglückten“ Ankunft. Wenn auch ein ängstliches Unbehagen blieb.

Aus dem 6. KAPITEL

Nach stundenlanger, schweigsamer Fahrt erreichten wir die schmale Landstraße nach Sankt Ottilien, vierzig Kilometer westlich von München. Schon von Weitem sah ich den markanten Turm der Klosterkirche, die dem heiligen Herz Jesu geweiht ist. Der erste Eindruck war überwältigend. Ich staunte nicht schlecht. In der untergehenden Sonne lag vor mir die Erzabtei wie ein Dorf aus dem Mittelalter. Mächtig beeindruckend das riesige Klosterareal mit mehreren Klostergebäuden und der neugotischen Klosterkirche. Umgeben von einer niederen Mauer mit angrenzendem Waldstück. Im Mönchdorf lebten 160 Mönche, einige davon in der Mission in Afrika und Asien. Auf dem weit läufigen Klosterareal gab es eine Druckerei, Bäckerei, Metzgerei, Gärtnerei, ein Fotostudio, eine Schneiderei, eine Schusterwerkstätte, eine Tischlerei, eine Krankenstation mit zwei Mönchen als ausgebildete Ärzte die auch kleinere Operationen durchführten, ein Gymnasium und sogar eine eigene Feuerwehr. Im Stift Fiecht gab es hingegen nur eine Gärtnerei, eine Tischlerei, eine Schneiderei und eine Autowerkstätte, jeweils von einem Mitbruder besetzt. Von einmaliger Schönheit der großflächige Garten der Erzabtei mit verschiedenen Obstbäumen: Birnen, Zwetschken, Marillen, Kirschen, Äpfel und zahlreiche Erdbeersträucher. Auf dem südlichen Klosterareal hielt sogar die Deutsche Bahn an einem kleinen Bahnhof. Das Bahnwärterhäuschen wurde von einer Kriegerwitwe bewohnt und verwaltet. Verreiste ein Mönch, konnte man dort direkt zusteigen. Mit gültiger Fahrkarte. Ursprünglich gedacht als Zugverbindung in die Missionsländer. Einfach gigantisch diese Klosteranlage. Beeindruckend, aber auch ein wenig furchterregend. Eine Demonstration von Macht, die über die Klostermauern hinausreichte.

An der Klosterpforte wurden wir bereits erwartet. Bruder Marianus, der Pförtner, sperrte uns die Tür in die Klausur auf. Langsam schritten wir den schmalen Gang entlang zum **Gästerefektorium** und traten ein. Kaum saß ich auf einem Stuhl, verabschiedete sich Pater Leo, mein schweigsamer Mitbruder, mit den Worten „Alles Gute ... und werden Sie ein guter Mönch“. Dann verschwand er lautlos. Vielleicht würde ich noch im Laufe des Studiums erfahren, was es zu bedeuten hatte ein guter Mönch zu sein. Ein Novize wurde von der charismatischen Persönlichkeit Jesus von Nazareth geprägt. War es seine Lehre oder das Geheimnis der Ideologie, der so viele nachfolgten? Der unwiderstehliche Mythos der Nachfolge, in absoluter Abhängigkeit. Immer wieder erhob der „Zimmermann“ den Anspruch, im Auftrag des himmlischen Vaters zu handeln. Er bezeichnete Gott als seinen Vater. Doch niemals stellte er seine Göttlichkeit in den Vordergrund. Verherrlichung und Glorifizierung als Mittel der Macht, zum Zwecke der Herrschaft über Menschen waren ihm fremd. Auch würde er sich dagegen auflehnen, müsste er mit erleben, was aus seiner Lehre geworden ist. Seine lebendige Lehre wurde in starren Formen verankert und durch Dogmen abgesichert. Wie lauten die Worte beim Evangelisten Markus – Kapitel 16, Vers 16: *„Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden. Wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden.“* Ich war getauft und gläubig. Und nun Novize. Doch an Himmel und Hölle glaubte ich nicht wirklich. Für mich waren sie keine Orte der Zuflucht, sondern symbolisch für die „Rechtfertigung des Lebens“ im Augenblick des Todes. Die Wunder in den Evangelien lehrreiche Legenden. Die Heilige Schrift das größte philosophische Werk der Menschheitsgeschichte mit Ewigkeitscharakter. Je mehr ich mich in das Studium der heiligen Schriften vertiefte, bekam ich den Eindruck dass der Glaube zum Prinzip der Macht wurde.

Als geschichtliche Person war Jesus von Nazareth unanfechtbar. Aber galt das auch für seine Lehre, die ihr Heil in einem bluttrüchtigen Opfer vollstreckte. Was wäre die Kirche ohne ihre Einflussnahme und dem transzendenten Versprechen? Wahrscheinlich würde ihre Macht erheblich sinken, würde man „nur“ die reine Lehre verkünden. Der schnöde Mammon sichert dieser Institution den Fortbestand. Ihre Autorität stützt sich nicht allein auf die Göttlichkeit Jesu. Darauf verlässt sie sich offenbar nicht, sondern vertraut zusätzlich auf ihren immensen Reichtum. So wird beispielsweise der Peterspfennig, eine alljährliche Kollekte in allen katholischen Kirchen der Welt, gänzlich nach Rom überwiesen.

Wer möchte nicht Gott begegnen und ewige Glückseligkeit erlangen. Aber um Gott schauen zu können, müssen wir vorerst sterben. Das „neue Leben“ wird aber auch nur dann möglich, wenn wir nach den zehn Geboten gelebt haben. Interessant die Aussage im jüdischen Talmud, der Jesus als Zauberer bezeichnet. Als Verführer des israelitischen Volkes und politischen Anführer. „Der Glaube versetzt Berge“, lautet ein Sprichwort prophetisch. Und wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, dann ... Das angespannte Verhältnis zur Wahrheit, das Versprechen nach Erlösung, ist ein zweifelhaftes Lockmittel. Der allumfassende, ferne Gott erwartet uns erst im Jenseits – dem Paradies. Was immer das bedeuten mag. Das Paradies ist wohl nicht als Ort zu verstehen. Viel eher als ein Zustand im Augenblick des Todes. Das biblische Reden über Gott ist das Zentrum der biblischen Offenbarung und die Selbsterschließung Gottes in seinem Wort und Tun an und mit den Menschen in seiner Welt. Das Alte Testament entwirft kein systematisches Gottesbild, sondern betont der jeweiligen Situation entsprechend die ihm wichtig erscheinenden Züge Gottes. Das Neue Testament hingegen setzt das Gottesbild des Alten Testamentes voraus und führt es weiter aus. Die Verkündigung Jesu will den Menschen mit Gott konfrontieren. ER beansprucht in seinem Handeln Gottes Handeln. Sein Erlösungswerk ist der endgültige Anbruch von Gottes Herrschaft. So gesehen ist die Denkweise die einst Jesus von Nazareth predigte, heute nicht mehr erfüllbar, da dies voraussetzen würde die selbst erbauten Mauern aus Ignoranz und pervertierter Moral einzureißen. Geradezu krampfhaft versucht die katholische Kirche mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu verhindern, den Staub der Jahrhunderte abzuschütteln. Die Revolution der Notwendigkeit würde vor allem die Purpurträger treffen, die in ihren kostbaren Ornaten sämtliche Neuerungen autoritär zudecken und im Gehorsam Pflichterfüllung fordern. Sie blenden die Gläubigen mit dem Glanz der Tradition und vernebeln mit Weihrauch verlorene Wahrheiten. Medienwirksam werden Menschen in die Irre geführt. Zweifler und Kritiker in Misskredit gebracht und zum Schweigen verurteilt. Gott wird zum willigen Werkzeug einer machtgeilen Kurie. Im Namen Gottes wird „verteufelt“ und heiliges Recht gesprochen. Wer hat dieser Institution diese Macht übertragen? Der erste Papst Petrus oder die Kardinäle, die den Nachfolger auf Erden wählen? Natürlich im Vertrauen auf den Heiligen Geist. Die Willkür einzelner Kirchenfürsten erzwingt ein veraltetes Sittenbild. Und Gott hüllt sich in Schweigen. Sogar Heilige haben berichtet, dass sie unter dem Schweigen Gottes gelitten haben. Gibt es da nicht eine Sünde, genannt die Erbsünde, die darin besteht, dass der Mensch gleich sein wollte wie sein Schöpfer? Wie lässt sich das mit dem Allmachtsanspruch der römisch-katholischen Kirche vereinbaren? Menschen die Gott gleich sein wollen verlieren ihre Unschuld. Die Anmaßung im Namen Gottes zu urteilen und zu verurteilen, beruht offenbar auf der legitimen Vollmacht der natürlichen Nachfolge der Apostel.

Aus dem 7. KAPITEL

Am hohen Marienfeiertag, dem **15. August 1978**, war ich noch einmal der Zeremonienmeister. Beim Pontifikalamt um 09:00 Uhr. An diesem Tag erfüllte mich eine

große, innere Unruhe. Alle starrten mich an als ich die Sakristei betrat. Festlich bekleidet mit dem Habit aus feinem Seidenmoiré. Betroffene Stille. Alle Vorbereitungen waren bereits getroffen. Mit schwacher Stimme gab ich den Befehl zum Einzug in die Kirche – „Procedamus in pace“. Ein letztes Mal schritt Frater Stephanus würdevoll durch das Mittelschiff der Kirche. Der Abt beräucherte mit Weihrauch den Altar, schritt danach die Marmorstufen zum Thronstuhl empor. Nach der Predigt, in der er kein Wort über meinen Austritt verlor, zelebrierte er die heilige Messe. Nach dem Schlussgebet setzte ich dem Abt mit zitternden Händen die Mitra auf das Haupt und drückte ihm den juwelenbesetzten Hirtenstab in die Hand. Mit singender Stimme spendete er den dreifachen Segen – „Sit nomen Domini benedictum. Benedicat vos omni potens Deus ... + Pater + et Filius + et Spiritus Sanctus.“ Gemessenen Schrittes zog der Konvent durch das Mittelschiff in die Sakristei, wo ich ein letztes Mal die Worte „Deo gratias“ hauchte. Mit Trauer im Herzen und Füßen schwer wie Blei schlich ich in meine Zelle. Dort wechselte ich den Habit gegen Zivilkleidung. Eine alte, braune Bundfaltenhose. Ein weißes Hemd ohne Kragen. Darüber das blaue Sakko. Braune Lederschuhe. Noch einmal strich ich mit der Hand über das schwarze Ordenskleid, legte es sorgfältig über den Kleiderbügel, den ich auf den Haken an der Tür hängte. Noch einmal kreisten meine Blicke in der Klosterzelle umher.

Betont langsam schritt ich die Holzstufen zu den Amtsräumen empor. Einen Lederkoffer in der Hand. In seinem Büro übergab ich Abt Gregor die Schlüssel des Klosters. Er sah mich mit ausdruckslosem Gesicht an, reichte mir zögerlich die Hand. Segnete mich und verabschiedete sich mit den Worten „Gott begleite Sie“. Ein einziger frommer Satz für mein weiteres Leben. Kein Trost. Keine Ermutigung. Ich hatte keine Wohnung. Keine Kleidung. Kein Geld und ein Job in weiter Ferne. Was sollte aus mir werden? Mit dem kleinen Koffer in der Hand schritt ich mit Tränen in den Augen die Stufen hinab. Vorbei an der Skulptur eines Engels am Treppenaufgang. Auf dem langen Klausurgang begegnete ich keinem der Mitbrüder. An der Pforte nickte mir hinter der Glasscheibe Bruder Pförtner zu, mit einem seltsamen Gesichtsausdruck. Vor dem Kloster wartete mein Vater beim Auto. Sogleich verstaute er den Koffer im Kofferraum. Ein Abschied wie in dem Film aus dem Jahr 1959 mit Audrey Hepburn: „Geschichte einer Nonne“ – in dem Schwester Lukas nach langen Gewissenskonflikten das Kloster verlässt und durch eine Hintertür wieder die Welt betrat. Auch ich entschied mich nach Gewissenskonflikten den Orden zu verlassen. Mit erst 28 Jahren stand ich vor dem Nichts. Meine Begleiter waren Angst und Unsicherheit. Würde ich jemals wieder glücklich werden? Schweigend setzte ich mich neben Vater ins Auto. Als wir den Parkplatz vor dem Kloster verließen schlug die Glocke im Kirchturm. Während ich weinte und Gott anklagte, war es Mittag um die zwölfte Stunde.

Die Autobiographie wurde im Jahr 2020 neu überarbeitet und aktualisiert, und kann im gut sortierten Buchhandel oder bei *amazon* bestellt werden.